

Nr. 261. Bromberg, den 10. November 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nun ist dieser Ullius hier, und sie ist auf dem Wege zu ihm. Sie hat die Umschweife satt. Sie wird mit ihm selbst verhandeln. Mögen dann die Diplomaten beschließen, was sie wollen.

„Grinzing!" schreit der Franzl.

Sie steigt aus. „I werd amal schau'n, ob der Herr von Ullius da is", sagt der Franzl pfiffig und geht in die Gaststube voon Oberleithners „Goldenem Faß". Hortense schaut sich um. Im Garten sitzen heute nur wenig Gäste, meistens Liebespärchen, denen der milde April von den Freuden des Frühlings säuselt. Da, wo der Laubengang anfängt, hängen zwei Lampions grün und rot. Und wie der sanfte Wind sie schaukelt, beleuchtet ihr spärliches Licht ein Männergesicht: den von Ullius!

Hortense erkennt ihn sofort wieder: den gut gepflegten Bart, das Gesicht, die Stirn. Die Narbe hatte er früher nicht. Sie geht langsam näher. Und allmählich verschwimmen die Konturen dieses Gesichts vor ihr, anstatt sich zu verdeutlichen.

Ist es ein Blendwerk, das ihre Augen narrt?

Das ist ja gar nicht Ullius ... Das ist ja doch der Achaz ... Der Achaz?

Hortense fühlt, daß sie rasendes Herzklopfen bekommt. Nicht Angst empfindend, nicht Scham — sondern weil da ein Mensch sitzt, der — heute sieht sie das zum ersten Mal richtig — eine ungeahnte, nicht begreiflich zu fassende Familienähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Vater besitzt. Die Narbe durchschneidet die charaktervollen Linien dieser Ähnlichkeit, und dennoch ist sie eine Gewißheit. Das Auge der Liebe schaut durch die Maske.

Achaz hebt die Karaffe und gießt den goldenen Wein in sein Glas. Er hört Hortense nicht kommen, bis sie hinter ihm steht und sagt:

„Was machen Sie eigentlich da so allein, lieber Achaz, als Herr von Ullius?"

Achaz springt auf, als habe ihn etwas gestochen. Er schaut Hortense ins Gesicht als träume er. Es dauert eine Weile, bis er sich gefaßt hat.

„Ich —" beginnt er verlegen.

„Kein Ich ..." Hortense hilft ihm bekennen. „Ihr Ich ist ja maskiert, wie ich sehe und höre. Der Fiakerfranzl suchte den Herrn von Ullius. Ich auch. Ich wollte mit diesem Herrn etwas besprechen — und finde Sie! Wollen Sie mir nicht sagen, wie das zugeht? Ist das alles komisch, lieber Achaz!" — Sie lacht mich aus, denkt er. Das habe ich nun von der Komödie. Ausgerechnet die Geraldi muß mir das Geschick in den Weg führen. Die Geraldi, an die ich so oft gedacht habe. Abermals findet sie mich in einer verteufelt verwickelten Lage — wie damals in Kassel ... aber schön ist sie geworden ... neun Jahre ist das nun schon her.

Hortense hat an seinem Tisch Platz genommen. Der Kellner bringt ihr Wein. Sie schmeckt ein wenig, und ihre Augen leuchten erwartungsvoll zu Achaz herüber, der kein Wort mehr sagen konnte und still zuschaute, wie sie es sich bequem machte.

„Ich warte!" sagt sie.

Als müsse er sich erst vergewissern, warum sie hier ist, fragt er: „Sie kennen den Herrn von Ullius? Was wollen Sie von ihm?"

Hortense fühlt das Mißtrauen in seinen Worten und überlegt: Auch ich behalte meine Maske. Ich bleibe Hortense Geraldi! Mag da kommen, was will! — Darum erwidert sie gleichgültig: „Er ist der Bruder einer Freundin, mit der ich einst dieselbe Schule besuchte."

„Wie, Sie kennen dieses Fräulein von Ullius?"

„Wir sind sogar bisweilen verwechselt worden, weil wir denselben Vornamen tragen. Meine Freundin schrieb mir, daß sich ihr angeblicher Bruder hier in Wien herumtreibe, und daß ich ihn aufsuchen solle, um direkt mit ihm zu verhandeln."

„Sie Glückliche! Und da finden Sie mich! — Aber Sie wissen ja gar nicht, was alles dazwischen liegt, seitdem wir uns zuletzt in Kassel trafen!"

Achaz lehnt sich zurück und schaut zu den Sternen über den Linden, als sei etwas Besonderes an ihnen zu entdecken

„Ich möchte sie wohl kennen, das geheimnisvolle Fräulein ... Alles, was ich zur Zeit in Wien tue, geschieht ja nur ihretwegen. Ich kann mir nicht vorstellen wie sie aussieht! Aber ich fühle Mitleid mit ihr, die alles verlor: den Vater, die Heimat. Ich möchte sie so gern wieder glücklich wissen, diese Gestalt meiner Phantasie ..." Er lacht: „Träumereien, was ich da sage! Vielleicht ist sie gar nicht wert, daß ich an sie denke, oder würde mich auslachen — wie Sie jetzt!"

„Ich lache nicht!" Hortense ist sehr ernst geworden. „Aber ich beneide Hortense von Ullius. Muß ich doch glauben, daß Sie sie lieben. Wenn man so von einer Frau spricht, ist man ihr in Gedanken schon halb verfallen."

„Nein. Aber ich gebe zu, es könnte geschehen, wenn ihr Bild meinen Hoffnungen entspricht. Kennen Sie das Teufelsmoor?"

Hortense möchte wohl erzählen, wie schlimm das Moor in ihr Leben drang mit seinen Nebeln — aber sie benutzt es jetzt lieber als Sprichwort, um ihn zum Erzählen zu reizen und erwidert ruhig: „Vom Hörensagen ... Wissen Sie etwas darüber?" — Achaz blickt sich um. Aber niemand achtet auf sie.

„Also, hören Sie zu", beginnt er mit leiser Stimme. „Als ich mit dem Braunschweiger Herzog ins Feld zog, kämpften wir eines Tages ein westfälisches Regiment nieder. Im Zweikampf, Mann gegen Mann, ritt ein Offizier gegen mich, der ausgezeichnet focht. Die Reiterei jagte an uns vorbei und wurde zweimal hin- und hergeworfen ... wir aber fochten immer noch unentschieden. Bis mein Rappe mir mit einem Seitensprung half und ich den Gegner vom Pferd hieb. Ich wollte wissen, wer der tapfere Offizier gewesen war und nahm seine Papiere an mich: v. Ullius hieß er und trug die Ernennung zum Polizeipräfekten von

Clere in seiner Tasche. Damals brauchte das Vaterland todesmutige Männer, die hinter dem Rücken der Feinde arbeiteten. Ich überlegte mir, daß ich in der Maske des Fremden, den niemand hatte fallen sehen, und der mir sonderbarerweise sehr ähnlich sah, eine große Rolle als Kundschafter Scharnhorsts spielen konnte. Ich selber hab' ihm sein Grab gegraben, als die Truppe biwakierte. Was ich zu tun hatte sagten mir seine Papiere. So wohnte ich also auch ein paar Jahre im Schloß des Fräuleins von Ullius. Ich habe freilich nie ein Bild von ihr gesehen, und wenn ich von ihr etwas erfahren wollte, schwiegen ihre Leute. Es war, als sei sie aus Luft, unsichtbar, ungreifbar! Einmal erfuhr ich, sie lebe in Holland und in England und warte auf die Befreiung. Mein Amt als Präfekt gab mir Gelegenheit, die deutsche Bevölkerung heimlich mit Waffen und Munition zu versorgen. Als es losging und die preußischen Truppen den Rhein überschritten, standen auch die Niederrheiner wie ein Mann auf. Ich hatte mich schon vorher nach Deutschland zu Lützow durchgeschlagen. Ich freue mich heute noch, daß mir die Komödie damals so gut gelungen ist. Fast hätte ich auch das Geheimnis Chaumettes völlig gelöst, denn Chaumette war in meinen Händen, entkam aber auf unerklärliche Weise."

Hortense starrt Achaz an, als habe er ihr ein Märchen erzählt. Der echte Ullius ist tot . . . alle Mühe also überflüssig . . . wie sommerliche Wärme überflutet diese Gewißheit ihr Herz . . .

Sie ist wie im Fieber. Mehrmals war sie in Versuchung, ihn zu unterbrechen und sich erkennen zu geben. Mit Mühe bewahrt sie ihre Selbstbeherrschung. Nun aber reizt sie auch wieder die Maske, unter der sie alles erfahren kann, was er über sie denkt. Die seelische Erregung, in der sie sich befindet, ist wie ein Sturmwind. Aber dennoch muß sie ihre Haltung bewahren, wenn sie nicht alles verderben will . . . Sie lächelt.

„Wer doch einmal die Romane so erleben könnte, wie Sie, Achaz! Ich glaube, das Romanhafte läuft Ihnen förmlich nach, weil Sie ein Magnet für Abenteuer sind . . ."

„Hören Sie weiter! Ich bin noch nicht fertig. Als ich bei Laon schwer verwundet wurde und dann genesen war, kam ich nach Paris. Dort hatte ich wieder ein Abenteuer, bei dem mich ein Freund meiner „Mutter Therese", ein Graf v. Schlabrendorf, als Ullius identifizierte. Ich trug damals diesen Bart wie heute. Nie habe ich einen komischeren und doch tragischeren Augenblick erlebt, als meine angebliche Mutter mir gegenüber stand und mich, da sie ihren Sohn viele Jahre nicht gesehen hatte, für echt hielt. Was wollte ich machen? Ich mußte meine Maske beibehalten . . . Und so blieb es bis heute, wo ich der Geheimsekretär Pozzos bin, mit dem „Mutter Therese" seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden ist, ohne daß er Miene macht, sie zu heiraten."

„Frau Therese? War wirklich der verstorbene Herr von Ullius der Vater ihres Sohnes?"

„Das will ich ja gerade noch herausbekommen. Eben bin ich auch dabei, die Spuren zu verfolgen, die Chaumettes Mitwirkung bei der Fälschung des Testamentes und die Ermordung des Herrn von Ullius aufdecken sollen. Denn erst wenn das alles klargestellt ist, kann das arme Fräulein von Ullius den Besitz ihrer Ahnen wieder unbedroht übernehmen. Und ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, ihr diese Beweise in meiner jetzigen Maske zu verschaffen."

Ich müßte ihm jetzt eigentlich um den Hals fallen und ihm alles sagen, denkt Hortense in einer heißen Aufwallung ihrer alten Liebe zu ihm. Aber damit würde ich ja weder ihm noch mir nützen.

„Darf ich dem Fräulein von Ullius nicht wenigstens schreiben, welchen treuen Freund sie an Ihnen hat?" fragt sie mit Schelmerei.

„Lassen Sie, liebe Hortense! Sie erfährt es noch früh genug. Oder vielleicht sage ich es ihr auch nie. Kommt ganz darauf an, ob ich ihr treu bleibe. Es kann ja sein, daß ihr wirkliches Bild meinem erträumten so wenig ähnlich sieht, daß ich enttäuscht bin."

„Sie ist schön und gut. Ob sie nach Ihrem Geschmack ist, lieber Achaz, weiß ich nicht."

Wie leicht mir das von der Zunge geht! huscht es ihr durch den Sinn. Aber wie beruhigend heimelig ist dieser Zustand, in dem ich mich befinde: er ist wie ein Schneckenhaus, in dem ich wohlgeborgen sitze und meine Fühler ausstrecke, wenn ich wissen will, wie er über mich denkt . . . So überlegt Hortense.

Aber dann fällt ihr ein: Franzl hat doch auch von einem blitzsauberen Maderl erzählt, mit dem Achaz bisweilen hier erscheint.

Eine kleine eifersüchtige Regung befiehlt ihr deshalb Zurückhaltung. Da sagt Achaz unvermittelt: „Eigentlich ist es taktlos von mir, daß ich Ihnen überhaupt von dem Fräulein von Ulius erzählt habe. Sie ist noch körperlos und Sie sitzen neben mir und sind schön, jung und eine große Künstlerin. Verzeihen Sie mir deshalb! Ich habe Sie immer sehr gern gehabt, Hortense . . . Glauben Sie das?"

Gern gehabt . . . na ja, geht es ihr durch den Sinn . . . das sagt er so . . . ohne tiefere Bedeutung!

Aber als sie in seine Augen sieht und mit ihm anstößt, entdeckt sie schrankenlose Bewunderung . . .

Unterdessen hat sich die Tanzkapelle auf dem Podium eingenistet, und viele Gäste sind noch gekommen, und überall aus dem frischen Lenzlaub leuchten die bunten Lampions.

Kein Mensch, denkt Achaz, kann sich ein Bild davon machen, wie schön es ist, hier in einer Wiener Frühlingsnacht mit einer schönen Frau beim heurigen Wein zu sitzen. Die Luft gleitet weich wie Samthauch über die Stirn und Hortenses leuchtende Augen sind die Begleitmusik zu dem goldenen Grundton, mit dem der Gumpoldskirchner in den Gläsern schimmert.

Man denkt an nichts Schweres mehr. Die Probleme sind alle gelöst. Nur Gegenwart gibt es noch. Ein bissel schwermütig wird man dabei, in aller Freud, weil das Lied gar so sehr an die Vergänglichkeit erinnert. Und das Lied singt ein schönes Maderl vom Opernhaus, das mit ihren Freunden eben angekommen ist und es ausdrücklich beim Kapellmeister bestellt hat.

Wie weit und friedlich aber lockt das Leben heute noch! Hortense hat nur den einen Gedanken! Ich bin frei von der alten Qual! Das Gespenst jenes Ullius ist nicht mehr! Und mein Retter sitzt mir gegenüber!

Und doch peinigt sie noch leise die Angst vor neuen Verwicklungen und schwarzen Tagen.

„Und Pozzo? Was sagt er denn dazu, daß Sie, daß also Herr von Ullius doch wahrscheinlich die Hand nach dem Besitz am Niederrhein ausstrecken wird?"

Achaz tat einen tiefen Schluck, als müsse er einen Ekel hinunterspülen.

„Der Pozzo? — Das ist kein Mensch. Das ist eine Statue. Ich hab' mir immer gedacht: das Schönste müßte sein, diesen Fuchs einmal hereinzulegen! Verdient hat er's! Seit einigen Wochen brütet er wieder Verrat und schmählichen Gesinnungstrug . . . es kommt ihm nicht darauf an, jeden Tag einen anderen Freund zu verraten! Wenn er sich damit ein Vermögen erschieben kann, so verrät er ihn augenblicklich. Unser Hardenberg ist einfach mit Blindheit geschlagen. Der läßt sich von England und Metternich gegen Rußlands jetzige Pläne einspannen, weil er hofft, daß diese Mächte Preußens Ansprüche auf Sachsen unterstützen werden. Dabei hat der König keinen besseren Freund als den Zaren Alexander. Ich sage: Hardenberg ist verblendet. Und der Pozzo? Bald spricht er hier und bald dort vor, zieht mal diese Fahne auf, mal die andere — die Kreatur — am verdächtigsten ist mir seine Geheimnistuerei mit Hardenberg. Weiß ich doch, daß er hinter dessen Rücken heimlich große Waffenlieferungen für Österreich und Bayern bekommen hat für den Fall, daß es zum Kriege gegen Preußen und Rußland kommt, und daß er sogar Frankreich bewaffnen wird, wenn es mit Österreich und England gegen Rußland marschieren wird. Denn Pozzo rechnet immer mit zukünftigen Möglichkeiten; an ihnen verdient er. Es erscheint ihm gewiß, daß der Kongreß eines Tages in Feindschaft auseinandergeht, wenn Hardenberg sich glücklich zwischen zwei Stühle gesetzt hat." Er überlegt. „Sie können mir einen wichtigen Dienst erweisen, Geraldchen. Wollen Sie?"

Seine Hand tastet leise nach der ihren und hält sie fest. „Diese Hand hat schon einen so herrlichen Kontrapunkt gespielt. Können Sie ihr das nicht auch jetzt befehlen? Sie soll ein Gewebe entwirren."

„Achaz — ich hab' etwas gehört von einem blitzsauberen Maderl, das hier häufig mit ihnen . . ."

Sie stockt. Ist es nicht Schrecken, der in seinen Augen aufzuckt? Und doch läßt sie ihm ihre Hand.

„Wenn Sie wüßten, Geraldchen! Doch darüber darf ich nicht sprechen — noch nicht! Dieses Maderl, das ist nichts,

weswegen ich nicht Ihre Hand recht fest in die meine nehmen dürfte . . . Sie werden alles von mir erfahren . . . glauben Sie mir?"

„Ich muß ja wohl. Denn ohne Glauben an Ihr besseres Ich versteht man ja Ihre Rolle nicht."

„Dann ist es gut. Worum ich Sie bitte, ist dies: Sie kennen ja Lord Irving?"

„Ich vertrete Tocherstelle bei ihm, hier in seinem Wiener Quartier, leite seine geselligen Abende, dirigiere die Gäste und Geheimverhandlungen, wie er es wünscht, bin überhaupt überall, wo er mich als Diplomatin braucht."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kumpan.

Skizze von Johann Juzian.

Das wär so ein Wetter, Gäste zu haben! Aber, wo sind sie nun, die Sommervögel in hellen Kleidern, mit Freude und Lebenslust, wo sind ihre Beteuerungen und Versprechen, wiederzukehren, auch wenn das Laub von den Bäumen weht und der Schnee kommt? Dahin mit dem warmen Wetter und guten Tagen.

Hannes steigt in den Keller, allein, seine Schritte dröhnen im leeren Haus. Aber im Keller duftet es nach Äpfeln, es schimmert bortenlang goldgelb und rot von Renetten und Parmänen. Der da hing an dem zehnjährigen Baum, mit den sperrigen Ästen, dieser walzenförmige gedieh am Spalier, dem da schenkte die Südseite feinen Duft. Hannes wiegt die Äpfel liebkosend in der Hand, er hat sie selber gepflückt, und er wählt ein paar für den Korb. Auch frische Nüsse sind gut für den jungen Wein, den roten Tiroler, den grüngoldenen der Pfalz. Da strecken sich Hälse, da dämmert ein Fäßchen. Er füllt den Krug und steigt wieder hinauf mit den trostreichen Gaben des Kellers. Er schürt den Ofen, das Buchenscheit prasselt, er rückt den Sessel, die Lampe zurecht, er setzt die Pfeife in Brand und hebt das Glas, ein einsamer Zecher, den fernen Freunden zu: Ihr sollt leben, heut könnt ich euch brauchen!

Es bläst der Wind, es rauscht der kalte Regen, der Wald lärmt ums Haus, und die Blätter fliegen gegen das Fenster, rascheln und kratzen am Glas und flattern weiter davon auf der Reise. Eine Unruhe befällt den einsamen Mann im Jägeranzug, die Stube ist erfüllt mit den Geistern der Verlassenheit. Jedes Jahr, wenn die Nebelwochen kommen, wenn der November naht, möchte der Mann auf und davon, aber er weiß, es dauert nur eine kurze Zeit, dann ist ihm der Winter vertraut. Doch heute wär ein Wetter, Gäste zu haben. Prosit, ihr Freunde und Kameraden, ihr Glücksucher in fernen Städten, mög euch das Leben freuen! Er hebt sein Glas gegen die Lampe und läßt den Tiroler funkeln.

Da rumpelt es draußen vor der Tür, und als er öffnet, steht der Kinni Sepp draußen, ganz windschief, ganz krumm und verweht und naß und blinzelt aus kleinen listigen Augen unter den schwarzen Brauen. „S Good! I wollt fragn, ob i . . . I kimm grad daher, wann 's mögli wär, daß i d' paar Markl kriagn kunnt . . . Oha, is des a Wetter."

Geld will der Kinni Sepp fürs Brennholz, für den Klafter kleingemachtes Buchenholz. Aber Hannes hat's nicht zur Hand, es zerrann ihm unter den Fingern, der Winter braucht mancherlei Vorräte, Kartoffeln und Krautköpfe und Speckseiten und Mehl und Honig und hunderterlei, nach dem man nicht jeden Tag laufen kann. „Nix ist heut damit, Kinni Sepp", sagt Hannes, ich muß erst auf die Bank gehn, du mußt noch warten, gelt?"

„Ja, is scho recht, i wart scho. 's is ja nur, weil i grad vorbei kimm."

Und er steht da und kaut auf seinem nassen Bart, und der Wind weht.

„Komm rein, daß d' einen Schnaps wenigstens kriegst."

„Ja, das tät wärmen."

Nun ist also doch noch Besuch gekommen, ein Gläubiger, ein armer Teufel. Er riecht nach Fichtenharz, nach säuerlichem Holzsaft, nach nassen Kleidern, nach Arbeit und Sägehütten. Er tritt ein wenig scheu in die Stube und nimmt bescheiden den Hut vom kahlen Schädel, seine weiße Platte leuchtet über dem mageren, luftgeselchten Gesicht wie der Mond im Abendrot. Ehrfürchtig nimmt er das Glas Kirsch im Stehen und sagt: „Zum Wohlsein!" und gießt den Kirsch die Gurgel runter, i dank auch schön." Und dann will er wieder gehen. „Nix für unguat!"

Aber Hannes hält ihn am Mantelsaum fest und sagt: „Lauf doch nicht gleich davon, da hock dich nieder und trink noch einen Kirsch."

Und der Kinni Sepp pflanzt sich breit auf einen Eichenstuhl und schmunzelt.

„Was gibt's denn neues in der Gegend?"

„Ja mei, was halt so passieren tuat." Der Kinni Sepp berichtet von einem Autounfall auf der Chaussee, wo die Fetzn nur so umanand geflogn san, von einem Brand, da san sechs Küh und Ochsen verbrannt und der Großvatter aa dazua, der hat geschlafn. Und will umständlich von einer großen Leich und einem Kindsmord erzählen, aber da unterbricht ihn Hannes und sagt: „Geh fort mit deinen Grauslichkeiten!" Und fragt ihn: „Kannst Schach spieln?"

„Naa, Tarok und Doppelkopf, mehra kann i nett."

„Gib acht, da zeig ich dir's Schachspieln, du lernst es schon."

„Naa, i muaß ja hoam, nix für unguat, mei Alte..."

„Da bleibst, daß du mal was Gescheites lernst in dei'm Leben!" sagt Hannes und drückt den Holzer nieder.

„Nacha bleib i also halt da."

Und Hannes holt das Schachspiel, setzt auf und erklärt die Figuren. Kinni Sepp ist ganz bei der Sache, er hängt seinen Mantel auf und spitzt die Ohren. Die ganze Stube riecht nach Holz und Lederfett und nassem Zeug. Aber es ist doch ein Mensch da, er hockt Hannes gegenüber und raucht behaglich eine Zigarre, eine Ziehgarn, er trinkt aus dem Krug mit ihm den roten Tiroler, der in den Gläsern funkelt, er atmet mit ihm und scharrt mit dem Fuß und spricht ab und zu ein Wort und kratzt sich am Kopfe bei dem schwierigen Spiel:

„Sakradi, Sakradi!"

Draußen heult der Wind, die Bäume knarren und ächzen, das Laub raschelt, es ist hinter den Fenstern eine schwarze, kalte Finsternis, und das Haus steht einsam in aller herbstlichen Trübsal. Seinem Licht antwortet kein anderes, und sein Rauch vermischt sich mit keinem Nachbarrauch. Da ist auch der Kinni Sepp ein willkommener Gast. Sie sitzen einander gegenüber, die schwarzen und weißen Steine wandern hin und her, die Pferdchen hüpfen und die Türme gleiten, die Bauern purzeln, und die Dame jagt kreuz und quer. Dem Holzer ist das Spiel eine sakrische Angelegenheit. „Himmi, Himmi!" flucht er, wenn sein König wieder aus dem letzten Loche pfeift, und „Bluatsau!" sagt er, als er zum siebenten Male matt gesetzt wird. „Du lernst's schon noch", meint Hannes, „da trink und spiel weiter, sauf und freu dich, daß du lebst!"

Und sie spielen von neuem das edle Spiel, das Spiel der Könige. diese zwei sonderbaren Gestalten, der Maler Hannes, der sich in diesen Wald verkroch und den nun die Schauer des Herbstes packten, und der verwitterte Holzer, der es nicht jeden Abend so prächtig trifft, dem die warme Stube und Ziehgarn und Roter und Spiel und Ansprache mächtig gefallen. Aber als er nun wieder matt gesetzt ist, da holt er seine Mundharmonika aus der Sacktasche und verwünscht das Spiel, das mistige, das ganz abscheuliche.

„Jetzt werd' was anders gespuit!" lacht er lauthals und klopft den Maulhobel aus, daß Brotkrumen und Fichtennadeln die Harmonie der Töne nicht stören. Und er schmettert Märsche und Ländler und alle die schönen Lieder des Volkes von der Weibertreu bis zur Wildschützenlust daher, daß es in der Stube dröhnt. Zwischenhinein gießt er ein volles Glas die Gurgel hinunter und wird immer lustiger, er singt mit seinem rostigen Baß ein paar Gstanzln von Raufhandel und Ehebruch, dudelt nur den Kehrreim dazu, er zieht die Jacke aus und führt Hannes einen Schuhplattler vor, zu dem er die Melodie selber brummt, er balzt wie ein Auerhahn in der Stube umher, daß die Lampe und der Tisch mit den Gläsern leise klirren, er kracht sich auf die Lederhose und die Schuhsohlen, und an seiner grünen Weste klunkern Zahn und Silbertaler, er jodelt zur Decke hinauf und dreht sich ganz allein wie auf der seligsten Kirmes, als er noch jung und knusprig war. „Jessas!" ruft er und sinkt auf den Stuhl zurück, „wann i noch amal jung wär! Heirat'n tät i nimmer, des is g'wiß, aber, oha!" Und er umarmt die ganze Welt und alle schönen Dirndl in ihr, er reißt sie in Gedanken an seine harte Brust, und der Welt-

schmerz packt ihn übermächtig. Er hobelt mit vollen Akkorden die traurigsten Lieder herunter, indessen Hannes von neuem in den Keller steigt, aus dem Fäßchen das Öl zu holen, welches die stürmischen Wogen seines Gastes glätten soll.

Aber inzwischen verstummt die Musik, und es wird stille im Haus, nur der Wind jault im Kamin, und die Wanduhr schlägt drei Schläge in der Nacht.

Der Kinni Sepp liegt mit dem Kopf auf den Armen über dem Tisch und schläft, er schläft, berauscht von Wein und Wärme und Liebesgedudel, er schnarcht und scharrt im Schlaf mit den genagelten Schuhen.

Hannes stellt den Krug neben den Schläfer, er wirft ein paar Scheite auf die versinkende Glut und lehnt sich breitbeinig in den Sessel zurück. Die Lampe blakt, er dreht den Docht ganz herunter, er findet das Glas auch ohne Licht, und er trinkt sich mit seinem nächtlichen Kumpan in den Schlaf. Gegen Morgen hat der Sturm nachgelassen, in den Bäumen rieselt es leise, das ist ein friedliches Geräusch, so als fiele schon Schnee und als wären die bösen, grauen Tage des Herbstes vorbei.



Bunte Chronik



Siegerin im Wettrasieren.

Die Friseure von Newyork haben unlängst ein großes Wettrasieren veranstaltet. In einem großen Saale waren etwa zweihundert Friseure und Angestellte aus Friseurbetrieben versammelt, die an unrasierten Männerköpfen ihre Kunst zeigten. Die Leistungen wurden von der Jury nach Punkten bewertet.

Siegerin in dem Wettbewerb wurde zur größten Überraschung aller ein 18jähriges junges Mädchen, das einen Kunden in sage und schreibe zwei Minuten tadellos eingeseift und rasiert hatte. Eingehend wurde die Arbeit geprüft, und die Pfirsichwange des frischrasierten Kunden erregte allgemeine Bewunderung. Die Newyorker Männerwelt soll allerdings den Bericht über diesen Rasier-Rekord mit Schaudern gelesen haben. Man bewunderte den Mut der Männer, die sich ohne mit der Wimper zu zucken der messerschwingenden Rasierkünstlerin auslieferten.

Die Katze als Entenmutter.

Aus Flechtigen bei Magdeburg wird eine hübsche Tiergeschichte berichtet. Die Hauskatze eines Tischlermeisters bekam eines Tages Familienzuwachs, doch gingen die Katzenkinder bereits nach einigen Tagen ein. Zur gleichen Zeit brütete eine Glucke sieben Entenküken aus, die ihre erste Heimstätte in der Küche auf dem Feuerungsmaterial fanden. Nach kurzer Zeit waren die jungen Enten spurlos verschwunden. Zunächst nahm man an, daß sie der Katze zum Opfer gefallen waren. Die Hausfrau war aber sprachlos, als sie kurz darauf auf dem Hausboden die Katzenmutter und die sieben Entlein wohlbehalten vorfand. Die Katze hatte die Küken in ihr Lager getragen und betreute sie dort. Man ließ vernünftigerweise die Katze bei ihren „Stiefkindern", die sich an dem warmen Fell ihrer neuen Pflegemutter sehr wohl fühlten. Nach mehreren Tagen spazierten sie schon auf dem Hof umher, und auch dort wachte die Katzenmutter gewissenhaft über die Entlein.

Weil er sie nicht mit ins Kino nahm!

Das algerische Klima scheint auf dort lebende Europäer etwas erhitzend zu wirken. Eine 17 Jahre alte Französin, die in Algier lebt, hatte sich über ihren Verlobten geärgert, der sie einen ganzen Nachmittag lang vergeblich hatte warten lassen. Sie ging schließlich von dem vergeblichen Rendezvous nach Hause. Gegen neun Uhr abends hörte sie seine Stimme draußen vor dem Fenster. Er erklärte ihr, er sei im Kino gewesen, allein, obwohl er ihr vorher versprochen hatte, sie mitzunehmen. Die junge temperamentvolle Dame ergriff daraufhin das Rasiermesser ihres Vaters, eilte hinaus und schnitt ihrem Verlobten die Gurgel durch. Eine halbe Stunde später starb er. Die beiden jungen Leute — der Verlobte war auch erst 17 Jahre alt — wollten in Kürze heiraten. Den wegen ihrer Jugend erforderlichen Dispens für die Eheschließung hatten sie sich bereits besorgt.

Amerikanischer „Briefkasten-Witz".

„Wenn ich an Sie schreibe, weiß ich auch, was ich sagen will", behauptet Mr. Cooper in seinem Brief an die „Nebraska News".

„Dann sind Sie mir gegenüber im Vorteil!" war die Antwort des Briefkasten-Onkels.

*

„Ich entdeckte leider erst nach unserer Verheiratung, wie dumm mein Gatte ist!" klagt Mrs. Dimple.

„Sie hätten es eigentlich ahnen müssen, als er um Ihre Hand anhielt!" antwortet die „Idaho Times".

*

„Ich habe gern ein kaltes Bad, wenn es warm ist!" prahlt Mr. Parker dem ärztlichen Ratgeber des „Montana Observer" gegenüber.

„Für kalte Bäder, die warm sind, habe ich auch eine Schwäche", erwidert jener.

*

„Können Sie mir gymnastische Übungen empfehlen, die zur Verringerung des Körpergewichts beitragen?" fragt eine Miß Wobble das gleiche Blatt.

„Schütteln Sie ganz energisch den Kopf, wenn Sie aufgefordert werden, sich beim Essen noch einmal zu bedienen."

*

„Ich trinke eine Tasse lauwarmen Wassers jeden Morgen gesundheitshalber!" erwähnt ein dritter Leser.

„Eine allbekannte Gewohnheit — nur nennt man dieses Getränk in vielen Pensionen Kaffee!"

*

„Meine Frau ist in jeder Hinsicht das Gegenteil von mir!" Mit dieser Feststellung muß sich der Briefkastenonkel des „Texas Star" befassen.

„Dann scheint sie wohl eine sehr intelligente Frau zu sein!" erhält der Leser zur Antwort.

*

„Wenn ich nicht wäre, dann würde mein Freund Jiggins der dümmste Kerl auf der Welt sein!" behauptet ein Mr. Law dem „Alabama Examiner" gegenüber.

„Er wird Ihnen also sein ganzes Leben lang diesen Vorrang streitig machen!"



Lustige Ecke



Oh, diese Kinder.



„Nein, deinen Rasierpinsel hab' ich nicht gesehen — aber jetzt wo du es sagst, fällt mir ein, daß Erichs Pferd einen neuen Schweif bekommen hat!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.